

Museumsbank

Ich würde diese Erzählung gerne mit einem prägnanten Zitat der Nebenprotagonistin, meiner Mutter, beginnen, welches ihren Gedankengang zu Beginn dieser kunstvoll komischen Tragödie beschrieb, jedoch fiel mir bei dieser Überlegung auf, dass sie wohl nicht allzu viele Gedanken gehabt haben konnte, da es zu genannter Tragödie oder Komik – die Entscheidung überlasse ich dem, der sie sich zu treffen wagt – schließlich kam.

Stattdessen werde ich also das präventöse Zitat auslassen und stumpf und wahrheitsgemäß mit ihrer Handlung beginnen: Meine Mutter dachte sich nicht so viel oder gar nichts, als sie sich bei einem Museumsbesuch in der Kunsthalle Hamburg auf die lederne Bank vor einem persischen Gemälde, einem weiteren Nebenprotagonisten, niederließ. Und dort blieb.

Meine Mutter kommt aus Litauen und entwickelte eine wahnsinnige Leidenschaft für die deutsche Sprache und wollte deshalb mit 18 Jahren unbedingt – aber nur für ein Jahr, ganz sicher – nach Deutschland kommen. Das tat sie und so begeistert und wissbegierig sie war, erkundete sie die Kultur Deutschlands und des kalten, grauen Hamburgs, die ganz anders als ihre warme, herzliche dörfliche Kultur ihrer Heimat war, nicht nur durch das Fahren aller möglichen U- und S-Bahn Stationen, sondern auch, ganz gehoben und gebildet, durch den Genuss von Kulturangeboten. Wie Museen.

Sie hätte nicht ahnen können, dass sie hierbei auf eine ganz andere Fährte gelockt würde. Aber so ist das nunmal als junge Touristin. Alle versprechen dir das bestmögliche Reiseerlebnis, „wenn du bloß mich als deinen Guide nimmst“ – ich wage im Übrigen zu behaupten, dass dir dies als Tourist nicht widerfährt. Nun war es jedoch kein Gemälde, das die Geschichte Hamburgs oder zumindest irgendeines fernen Teils Deutschlands repräsentierte, sondern Teil einer Ausstellung, um den verregneten Deutschen die sagenumwobene Kultur des exotischen Orients mit den Wüsten und fliegenden Teppichen näherzubringen. Oder eben den vom Windzug nach und durch Hamburg gefahrenen und von ihm verwehten Litauerinnen. Denn eine gewisse Litauerin war es, die sich von einem persischen Gemälde eine sichere, einzigartige und liebevolle Reise versprechen ließ. Man kann ihr nichts vorwerfen. Wieso hätte sie dieses Reiseangebot auch nicht annehmen sollen, wenn sie, eine junge, finanziell unsichere – zudem nicht nur finanziell, sondern emotional unsichere – Ausländerin auf ein so schönes, charmantes Gemälde trifft, das schließlich eine relativ feste Bleibe und eine gut bezahlte Position in der Hamburger Kunsthalle hatte.

An ihrem Verhalten schien erst einmal nichts außergewöhnlich zu sein. Im Gegenteil, man freute sich für meine Mutter, dass sie ein Kunstwerk gefunden hatte, das sie erfüllte und mit dem sie sich im Einklang sah. Doch nach ein paar unbewegten Stunden, regte sich langsam eine Unruhe in der Begleitung meiner Mutter, da deutlich wurde, dass sie sich in den orientalischen Mustern auf der Reise schon längst verloren hatte. Auf jegliches rationale Einreden, sie solle doch verstehen, dass ihre Liebe für Kunst ein bisschen zu weit ging und sie doch bitte aufstehen solle, sie könne doch nicht ihr Studium aufgeben, nur um sich hier kein Stück von der Stelle zu bewegen, reagierte sie regungslos. Auch nach einigen weiteren Stunden ohne Regung meiner Mutter, dafür aber eine heftige Aufregung der Museumsangestellten, bis hin zur Leitung, die sie warnten, dass dies Folgen haben würde und sie hier nicht ewig auf der Bank verweilen könne, prasselten die Warnungen an ihr ab, als hätte sich das Muster des Gemäldes bis zur Bank hin erstreckt und sie umhüllt, von der Außenwelt isoliert. Vielleicht mit weiteren schönen Versprechen, vielleicht auch ganz ohne ein Wort, ganz ohne, dass meine Mutter überhaupt Wind davon bekam. Wie auch, wenn dieser besänftigende Wind des Rationalen und der empörte Regen der warnenden Worte von dem Schirm der persischen Kunst gänzlich abgeblockt wurden?

Irgendwann setzten sie mich, die dritte und letzte Nebenprotagonistin, neben und vor – unter – sich. Neben meine Mutter und vor – unter – das Gemälde. Denn dadurch, dass ich so klein war, sah ich noch mehr zu ihm auf als meine Mutter in ihrer Abhängigkeit. Sie hatte schließlich auch ein Leben vor dem Museumsbesuch gehabt, indem sie Zeit gehabt hatte, um zu wachsen, dem Gemälde nicht allzu unterlegen zu sein. Trotzdem war sie es, auch sie sah zu ihm auf. Es ist also vorstellbar, wie mir der Nacken schmerzte, vor lauter zu ihm Aufsehen. Mir schmerzte allerdings nicht nur der Nacken, sondern der ganze Körper vor lauter Regungslosigkeit. Ich war ein Kind, wollte ohne Sinn umherirren, die Welt sinnlos erkunden und dabei Schritt für Schritt meinen Sinn für sie entdecken. Stattdessen wurde ich gezwungen, mein Leben scheinbar für immer nur von der Museumsbank mit dem Blick starr auf das Gemälde über mir gerichtet, zu betrachten, statt es zu leben oder wenigstens zu erleben. Ich sollte den komplexen, ambivalenten, tiefgründigen Sinn eines Kunstwerkes meiner Wurzeln analysieren – ständig – ohne Pause. Ich sollte ihn zu jeder Zeit richtig einordnen können und mich dementsprechend verhalten, ohne, dass ich je anders handeln konnte, als in Zustimmung, Unterordnung und Begeisterung zu dem Gemälde aufzuschauen. Manchmal zeigte mir das Gemälde seine wunderschön warmen, einladenden Farben und verspielten Muster, die meine Mutter auch so gefesselt haben mussten. Doch manchmal, ohne jegliche Vorwarnung, ohne jegliche Änderung meiner Sitzposition oder meiner Mimik, geschah es. Ich nannte es den Sturm. Ein Wort, dessen Bedeutung ich nicht kannte, welches ich von passierenden Museumsbesuchern aufschnappte und was von seiner Konnotation mit meinem wiederkehrenden Erlebnis übereinzustimmen schien. Wenn der Sturm also geschah, offenbarte mir das Gemälde seine andere oder seine wahre Seite – wieder eine Entscheidung, die ich einem Verrückten überlasse, der sich ihrer gewachsen fühlt – kalt, die Muster aufgelöst, die Farben verschwommen in eine grausame Masse, bedrohlich, kantig, eckig, dornig, mich anschreiend, ich habe den Platz auf der Bank nicht verdient, solle es nicht wagen, zu ihm aufzuschauen, mein Verhalten sei unmöglich. Manchmal gab es das Echo. Das Gemälde wieder kalt, seine Muster aufgelöst, seine Farben verschwommen, allerdings in ein tieftrauriges, beleidigtes Grau, mich anschweigend, ich solle – ich weiß es noch immer nicht, was ich sollte. Denn egal, was ich tat, wie flehend, unterwürfig, um Verzeihung bittend ich auch zu ihm auf sah, sprach und weinte, kam nichts von ihm zurück. Ich hörte nur wieder und wieder hallend mich selbst und schämte mich, verzweifelte immer mehr, ohne zu wissen, wieso. Sowohl nach dem Sturm als auch nach dem Echo wurden mir plötzlich wieder die warmen, liebevollen Farben und verspielten Muster offenbart, ich war des Anblicks – oder des Aufblicks – irgendwann wieder würdig – bis ich es nicht mehr war. Das war mein Leben und es bestand darin, seine Sinnlosigkeit zu verstehen zu versuchen und mich in ihr zu verlieren.

Darin war ich allerdings wohl Weltmeisterin vor lauter Übung geworden, denn ich wurde von Museumsbesuchern aller Welt bewundert. Ein Wunderkind. So gebildet, so intelligent, so intellektuell, so kulturbewusst, so gut darin, das Kunstwerk zu analysieren und meine wahnsinnig schlaun Gedanken zu ihm zu artikulieren. Kein Wunder, wenn ich nur das tun konnte, durfte, musste. Anders als meine Mutter habe ich mich nicht dazu entschieden, mich hier niederzulassen. Obwohl ich diese Formulierung nur mit Vorsicht wähle, da es fraglich ist, ob sie je eine Entscheidung gehabt hatte.

Vielleicht hatte ihre Vergangenheit dazu geführt, dass sie so handeln musste. Vielleicht war sie in ihrer Kindheit genau so abhängig, genau so eingenommen von einem Gemälde bei ihr zuhause, wie ich von diesem im Museum.

Sie war allerdings zumindest zuhause. Ich bin im Museum. Mit deutscher Kultur, meiner litauischen Mutter neben mir und der persischen Kultur vor und über mir, mit Kultur aus aller Welt um mich herum, die ich bestimmt genossen hätte, hätte ich das gekonnt, aber dennoch, ohne ein Zuhause, in dem ich mich wohlfühlen konnte, da dort nunmal dieses Gemälde hing. Wäre es doch bloß loszuwerden, hätte ich mich bestimmt im Museum wohl und zuhause fühlen können – bestimmt.

War es aber nicht – schade. Also analysierte ich weiter, versuchte weiter zu verstehen und kam zu dem Schluss, dass das Gemälde wohl von ebenso ambivalenten Künstlern erschaffen wurde, wie es sich jetzt in seiner Ambivalenz meiner Mutter und mir gegenüber verhielt. Manchmal liebevoll, mit zarten, bewussten Pinselstrichen gezeichnet. Manchmal geschmiert mit einer mächtigen Farbwalze, unter der sich die Leinwand vor Leid wand. Wie konnte ich ihm also böse sein? Zudem wurde es kurz vor dem Regime-Umsturz im Iran gemalt und bekam diesen noch mit, bevor es nach Hamburg in die Kunsthalle kam. Aber war ich wirklich verantwortlich dafür, zu analysieren, zu verstehen, aufzuarbeiten, was seine Künstler nicht konnten oder wollten und was ihm widerfahren ist? Dass ich das nicht muss, ist mir leider erst klar geworden, als ich schon zu viel unter der selbst oder vom Gemälde auferlegten Verantwortung gelitten hatte und dieses Leid mich irreversibel zeichnete. Und mein inneres Gemälde, meine Essenz, man möge es Seele nennen, das, was ich bin, wurde vom Leid ebenso ambivalent gemalt, wie das Gemälde vor und über mir. In den verschiedensten Farben, hell, warm, fröhlich – düster, kühl, tief und traurig, in den verschiedensten Mustern, ein paar aus dem europäischen Osten, ein paar noch weiter östlicher Herkunft, genauso weit östlich wie das persische Gemälde, von dem Museum in Deutschland aus betrachtet, dessen norddeutsche Regentropfen ebenfalls als Muster vorkommen. Ob sich ein Kunstwerk je übermalen, verschönern lässt, wenn es vom Schicksal gemalt wurde, ob das überhaupt notwendig ist, damit es schön ist oder ob die Perspektive und Interpretation oder auch, wo es aufgehängt wird, dies ausmacht, ist wieder eine Frage, die jemand anders mir beantworten soll.

Meiner Mutter wurde alles klar – zumindest in Teilen, abgesehen von alledem, was ich ihr Jahre später erklärte, das ich analysiert und herausgefunden hatte – , seitdem ich neben ihr saß – meint sie zumindest heute. Ob das nicht schon vor ihrem Niederlassen auf der Bank ersichtlich war oder ob das Gemälde tatsächlich seine andere oder wahre Seite vor der endgültigen Bindung meiner Mutter an ihn durch mich hinter einem verführerischen, roten Vorhang verbarg, wage ich nicht zu beurteilen.

„Steht doch einfach auf“, mögen nun manch unwissende Zungen behaupten. Aber nichts kommt durch den Schirm des Gemäldes, der seit jeher wie ein erdückender, schwerer Perserteppich über meiner Mutter und mir liegt. Der von außen wie Kunst, aber von innen – von unten – unbelebt und farblos ist. Der nichts durchlässt – weder von außen nach innen noch von innen nach außen.

Vielleicht können sich jene Zungen anhand meiner Beschreibungen etwas Empathie zu Rate ziehen, um sich kurz mental mit uns unter den Teppich zu setzen und sich dann ganz leicht vorstellen zu können, wie dunkel, aussichtslos, auswegslos, schwer es hier ist und zu welchen Fragen, zu welchen Gedanken dies einen führt:

Wieso hatte meine Mutter sich bloß je hier hingesezt? Wieso hatten sie mich hier hingesezt? Wenn das Sitzen mein Leben ist, wieso sitze ich dann überhaupt noch?

Wieso sitze ich überhaupt noch?

Wieso sitze ich überhaupt noch?

Wieso sitze ich überhaupt noch?

Wieso sitze ich?

Wieso?

Wieso?

Wieso?

Wenn ich nicht endlich aufstehen kann, soll ich dann einfach gehen?

Soll ich gehen?

Soll ich gehen?

Soll ich gehen?

Soll ich?

So geht es abwärts, abwärts, weiter und bis zum Ende.

Ich bin nicht gegangen, stattdessen erzähle ich meine Geschichte wieder und wieder noch immer von der Museumsbank aus, noch immer vor dem Gemälde. Aber nicht mehr unter ihm. Weder ich noch meine Mutter. Wir sind ihm gewachsen. Nicht mehr unter dem Teppich. Nicht einmal mehr auf der Bank. Höchstens stehen wir vor dem Gemälde und das noch oft, aber nie sitzen wir unter ihm. Wir sehen uns auch andere Kunst an, sprechen mit anderen Besuchern, verlassen sogar manch einmal das Museum. Aber es ist nunmal unser Zuhause, da meine Mutter aufgrund des Gemäldes ihre Zukunft, damals vergessen und verloren hat, also kehren wir immer wieder ins Museum zurück. Aber bald schaffen wir es aus dem Museum raus. Ich bin nun 18 Jahre alt, wie meine Mutter damals und auch für sie ist es keineswegs zu spät, sich ihre Zukunft, an allen Tourguides vorbei – sie ist heute schließlich bereits bewandert und keine junge Touristin mehr – zurück zu erkämpfen. Ich werde aber wahrscheinlich immer wieder zum Gemälde in der Kunsthalle Hamburg zurückkehren, ob gedanklich oder physisch, egal wohin der Windzug mich fährt, egal wo mein Zuhause sein wird und egal, welche Gemälde ich mir dort hinein hängen werde. Wieso, wenn ich doch nicht mehr muss? Diese Antwort soll ebendiese Person zu beantworten wagen, die sich gewachsen fühlt, mir zu beantworten, weshalb diese Geschichte nur Nebenprotagonisten beinhaltet, ob es in ihr je einen Protagonisten geben könnte und wer das wäre.

Auf all die weisen Antworten warte ich derweil vor der Museumsbank.